

chen „Epiphanien“ Ordnung in mitten von Unordnung erfahre (84).

*Heimes* versucht bei Voegelin „die großen Linien“ (79) aufzudecken und argumentiert mit Hilfe der Sinneinheit, der „Überzeugung von der Notwendigkeit eines Gottesbezugs für das menschliche Nachahmen von Schöpfung“, die es erlaube, „den Sinn menschlichen Handelns zur Transzendenz hin zu öffnen“ (87). Dabei kommt er zu dem Schluss, „nur die Ordnung, die in Gott gefunden ist, befähige den Menschen, Ordnung auf der Erde zu stiften“ (88). Infolge dessen meint *Heimes* bei Voegelin ein Spannungsfeld zu entdecken – einen Ort des „Zwischen“ (*metaxy*) zwischen den Realitäten des Göttlichen und des Menschlichen (94), der das Voegelinische Denken an das Transzendente rückbinde.

Anders als bei Voegelin nähert sich *Heimes* Schmitt auf dem Umweg einer Kritik an Löwiths Thesen zu Schmitt. *Heimes* leitet daraus die Frage nach dessen Wertverbundenheit ab. Er bewertet jene nach Löwiths „Fehlschlag“ (56) als noch immer unbeantwortet. Als vorläufige Antwort identifiziert er das Politische als Wert an sich und präzisiert seine Fragestellung: Wie kann Schmitt dem Politischen einen „zeitlosen, geradezu ewigen Charakter“ (58) zusprechen? *Heimes* schreibt dem „Menschen Schmittscher Konzeption“ (74) eine katechontische Funktion zu, so dass diese sich und die Welt im Moment des Schwebens, der Offenheit und der Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse, zwischen göttlicher Ordnung und dem Nichts des Antichristen halte (74). *Heimes* meint, damit bei beiden Theoretikern spezifische Formen identifiziert zu haben, die jeweils auf ein Spannungsgefüge verwei-

sen, das in der Geschichte als Ordnungsgefüge vorhanden sei.

Im Folgenden arbeitet sich *Heimes* zu seiner eingangs formulierten Fragestellung – dem Vergleich von leidenschaftlichen Gegnern eines staatsrechtlichen Positivismus – vor: „[A]n welchem Inhalt, Wert, oder auch an welchem Archimedischen Punkt [orientieren] Schmitt und Voegelin ihr eigenes Werk?“ (101). In seiner Abschlussbetrachtung erkennt *Heimes* als Archimedischen Punkt beider Theoretiker das Transzendente. Allerdings basiere Voegelins Werthaltung auf platonisch-aristotelischen und christlichen Elementen der Spätantike und des Mittelalters (193), Schmitt hingegen stütze sich zwar auf christliche, aber nicht immer mit der Lehrmeinung konforme Werte (193f.) Wünschenswert wäre an dieser Stelle eine deutlichere Darstellung dieser „Werte“ gewesen. Das, was *Heimes*' Schlüssen zugrunde liegt, bleibt durch die verkürzte Zusammenfassung weitgehend im Dunkeln, er verweist lediglich auf die vorangegangenen Kapitel, so dass in der Tat „Ergebnisse zusammenzutragen weitgehend in der Wiederholung münden würde“ (192).

*Andrea Graßhoff*

Llanque, Marcus. *Politische Ideengeschichte – ein Gewebe politischer Diskurse*. München/ Wien. Oldenbourg Verlag 2008. 544 Seiten. 49,80 €.

Eine Gesamtdarstellung der politischen Ideengeschichte vorzulegen, ist ein in mehrfacher Hinsicht anspruchsvolles Unterfangen. Die Ideengeschichte hat innerhalb der Politikwissenschaft einen vielleicht nicht an allen Instituten prekären, aber erkennbar tendenziell marginalen Status. Die Lektüre der

Klassiker und die hermeneutische Arbeit an Texten treten innerhalb der Studiengänge zu Gunsten der empirisch ausgerichteten Methoden in den Hintergrund. Schlüsselbegriffe wie „Souveränität“, „Gewaltenteilung“ oder „Repräsentation“ werden in der Lehre zunehmend in ihrer heute dominierenden Bedeutung vermittelt und nicht mehr aus dem historischen Kontext hergeleitet. Jedes Lehrbuch der politischen Ideengeschichte muss sich erstens zu dieser Tendenz verhalten. Zweitens muss jede Gesamtdarstellung unvermeidbar auswählend vorgehen, Akzente setzen, Aspekte und Autoren ausklammern. Auch bezüglich der Auswahl des behandelten Materials gerät jeder Autor unter Rechtfertigungsdruck. Und drittens geht es bei der Auswahl des Materials nach der Debatte um die kulturwissenschaftliche Entgrenzung geisteswissenschaftlichen Arbeitens nicht nur mehr darum, welche Autoren und Texte zu behandeln sind, sondern vielmehr um die Frage, welche Quellenarten in Blick genommen werden, also beispielsweise auch Metaphern, Bilder, Kunstwerke, Architekturskizzen etc. Die Materialauswahl wird so zur Methodenfrage – auch hier muss sich ein Lehrbuch positionieren.

Die umfangreiche „Politische Ideengeschichte“, die Marcus Llanque in Form eines Lehrbuchs vorgelegt hat, stellt sich vor diesem Hintergrund als viel mehr denn als ein bloßes Lehrbuch dar: Es geht nicht nur darum, eine riesige Menge von Inhalten verständlich und in ihrem Zusammenhang darzustellen, sondern auch darum, noch einmal zu zeigen, warum Ideengeschichte wichtig ist, was sie leisten kann und wie sie dabei vorgehen sollte.

Dass die Politikwissenschaft erstens gut daran tut, die politische Ideengeschichte als „Archiv und Arsenal“ (1f.) zu pflegen und bei der Reflexion ihrer Begriffe um eine historische Dimension nicht herumkommt, leuchtet unmittelbar ein. Die Legitimität des Unterfangens wird damit geradezu klassisch beantwortet. Mehr Anlass zu Diskussionen dürfte die Antwort auf die zweite Herausforderung bieten: Dass Llanque seine Darstellung mit dem „Zeitalter der Menschenrechte“ enden lässt, wird man leicht als Erschleichung einer Quasi-Teleologie kritisieren können. Doch gegen diesen Einwand lässt sich plausibel argumentieren, dass doch 1948 mit der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte* eine Entwicklung durch ein Dokument zum Abschluss kommt, das seither einen beständigen Referenzpunkt in den politischen und den ideenpolitischen Auseinandersetzungen bildet.

Die eigentliche Stärke dieses Buches und der explizit vorgetragene Anspruch auf Innovation liegen jedoch auf der dritten Ebene der Methode. Die titelgebende Metapher des „Gewebes“ ist hierbei der Dreh- und Angelpunkt. Sie soll anzeigen, dass eine Vermittlung zwischen einer bloßen Aneinanderreihung von Autoren einerseits und einer Auflösung des Autors in einem diskursanalytischen Paradigma andererseits gesucht wird. Die doxographische Fixierung auf Autoren muss nicht umständlich als unfruchtbar klassifiziert werden; komplexer ist die Abgrenzung zu diskursanalytischen Methoden. Dabei fungiert nicht etwa Foucault als Paradigma einer den Autor einklammernden Ideengeschichtsschreibung, sondern die Cambridge School. Diese kann nach Llanque „nicht erklären, wie es Autoren gelingt,

mehreren politischen Sprachen anzuhören oder wie sie sich aus einer herausarbeiten und dazu beitragen, neue zu begründen“ (5).

Der interessanteste Impuls in dieser einleitenden Selbstpositionierung *Llanques* ergibt sich dann fast beiläufig aus der Entfaltung der Leitmetapher des „Gewebes“: Schlüsselmomente der Theorie-Innovation entstehen durch „Verknüpfungen“ (6) von Diskursen, die bisher unverknüpft parallel liefen: „utopische Überlegungen werden mit realistischen verknüpft“ (6), historische mit aktuellen etc. Der Topos der Verknüpfung bietet eine Heuristik, die die Aufmerksamkeit auch auf disziplinenübergreifende Übertragungen oder „Umbesetzungen“ (Blumenberg) lenkt: Schlüsselmomente der Ideengeschichte wären dort zu erwarten, wo bspw. ökonomisches Vokabular in die politische Theorie übertragen wird, Theorien des Subjekts mit der Frage der Rationalität des Staates verknüpft werden und sich die Diskurse verschiedener Teildisziplinen zu neuen Wechselwirkungen übereinander schieben. *Llanques* Leitmetapher des „Gewebes“ meint folglich nicht nur eine für die Hermeneutik klassische Dialektik von Teil und Ganzem, Text und Diskurs. Vielmehr zieht *Llanque* aus den methodischen Überlegungen die Konsequenz, dass nur eine Darstellung, die synchrone und diachrone Perspektiven verschränkt, sowohl „Einblick“ als auch „Überblick“ bieten kann (10).

Dieser hohe Anspruch führt in der Umsetzung zu einer bisweilen sehr komplexen Architektur: mit der Rekonstruktion von Querschnittsthemen wie bspw. „Idee und Begriff des Politischen“. Auch wenn diese Strukturierung bisweilen zu überraschenden Gruppierungen führt – das Kapitel über den „Begriff der Politik im 20.

Jahrhundert und die moderne Politikwissenschaft“ finden wir im Abschnitt über die Antike – führt die Anordnung den Leser doch schlüssig von Kapitel zu Kapitel. Offenbar den Vorgaben des Verlags scheinen hingegen die wenig überzeugenden Graphiken geschuldet zu sein, die jeweils zu Beginn der großen Kapitel einen Überblick ermöglichen sollen. Hier scheint irgendwie alles mit allem zusammenzuhängen und es bleibt unklar, was die verbindenden oder trennenden Striche zu bedeuten haben: ein unnötiges Ärgernis. Man kann aus diesen Schaubildern nur die Folgerung ziehen, dass sich die Zusammenhänge in der Ideengeschichte ganz offensichtlich nicht zur graphischen Darstellung eignen und die Metapher des Gewebes nicht zu anschaulich verstanden werden sollte.

Ausgesprochen stark gelingen hingegen die Kapitel über den frühen Republikanismus bis zu Machiavelli oder die deutsche Revolutionsdebatte um Kant. Die Entscheidung, keine Fußnoten zuzulassen, führt dazu, dass man bisweilen Ausführungen wünscht, die aus Platzmangel ausbleiben. Dies wird besonders deutlich in den Abschnitten über Platon, in denen sowohl die Hinweise auf die anhaltende Diskussion über den Status der platonischen Texte und eine mögliche ungeschriebene Lehre fehlen, als auch die Rezeption der *Politeia* in wenigen Sätzen skizziert wird, ohne wirkmächtige Interpretationen (z. B. Popper) zu erwähnen. Diese Einwände sollen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Leser für die Lektüre von rund 500 Seiten mit vielen Einsichten belohnt wird. Durch die Rekonstruktion von spezifischen Debatten, bspw. der Debatte um eine Theorie des Friedens und des Krieges (302-328), lässt sich das Buch kapitelweise

in der Lehre als Einstiegslektüre nutzen. *Llanques* Lehrbuch eignet sich daher sowohl zum Selbststudium für Anfänger wie auch als Handbuch für Fortgeschrittene.

Felix Heidenreich

Müller, Stefan (Hrsg.). *Probleme der Dialektik heute. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden. VS Verlag 2009. 247 Seiten. 24,90 €.

Die Veröffentlichung eines sozialwissenschaftlichen Sammelbandes über *Probleme der Dialektik heute* mag zunächst unzeitgemäß anmuten, kann man doch kaum behaupten, diese sei hierzulande ein vieldiskutiertes und oft genutztes Forschungsparadigma. Allerdings bleibt zu fragen, ob dieser Umstand in Problemen der dialektischen Ansätze selbst oder doch vielmehr im Theoriebetrieb begründet liegt. *Stefan Müller*, Soziologe an der Goethe-Universität in Frankfurt und Herausgeber des Bandes, sieht die Ursachen auf beiden Seiten. So gesteht er zu, dass es die Dialektik den Rezipienten nie einfach gemacht habe, sie sich nicht nur gegen eine Ausformulierung als schlicht applizierbare Methode, sondern auch gegen die direkte Frage, was sie denn eigentlich sei, regelrecht sperre. Dies lasse sie den gerade an methodischer Verbindlichkeit orientierten Sozialwissenschaften wenig attraktiv erscheinen. Um diesem Dilemma zu entgehen und zu zeigen, dass dialektische Theorie und sozialwissenschaftliche Praxis doch zusammenkommen können, arbeitet das vorliegende Buch auf einer anderen Ebene; anstatt Dialektik abstrakt zu thematisieren, versuchen die Autoren und Autorinnen, anhand en-

gerer Fragestellungen „aus unterschiedlichen Perspektiven das Potential einer sozialwissenschaftlich relevanten Dialektik freizulegen“ (8).

Diesem keinesfalls geringen Anspruch werden die zehn Beiträge, deren theoretischer Rahmen zumeist ein mit Marx gelesener Adorno oder ein mit Hegel gelesener Marx ist, durchaus gerecht. Die Hälfte der Aufsätze beschäftigt sich wesentlich mit der Interpretation dieser drei Klassiker. *Jens Meisenheimer* analysiert das Verhältnis von Individuum, Gesellschaft und Emanzipation bei Adorno vor dem Hintergrund der Marxschen Fetischkritik, *Jürgen Ritsert* schreibt gegen eine Lesart der älteren Kritischen Theorie an, die dieser vorwirft, den Standpunkt ihrer Kritik nicht ausweisen zu können, und *Josh Robinson* widmet sich der Rolle des spekulativen Denkens in der Philosophie Adornos. *Ingo Elbe* und *Giovanni Sgrò* dagegen stellen das Spätwerk von Karl Marx in den Mittelpunkt. Ersterer thematisiert das Verhältnis von Dialektik und analytischer Philosophie in der Darstellungsweise des „Kapitals“, letzterer die Bedeutung von Hegels Logik für die Marxsche Theorie.

Den roten Faden dieses programmatisch zu nennenden Bandes bildet dabei das Festhalten am Widerspruch als konstitutivem Moment dialektischer Theorie. Dieser wird im eröffnenden, auf Probleme formaler Logik verweisenden Beitrag *Heiko Knolls* am Beispiel strikter Antinomien aufgenommen und im Folgenden fortgesponnen. Dadurch entziehen sich die primär um Auslegung bemühten Texte den ebenso gängigen wie wohlfeilen Lesarten – seien sie affirmativ oder polemisch – der Linie Hegel-Marx-Adorno und bereiten damit den Boden für die Beiträge,